YESTER YEAR

ROMAN

SPIEGEL Bestseller Platz 1

CARO CLAIRE BURKE

HEYNE

CARO CLAIRE BURKE

YESTER YEAR

CARO CLAIRE BURKE

YESTER YEAR

ROMAN

Übersetzt von Dietlind Falk und
Lisa Rögeböhn

HEYNE

Die Originalausgabe erschien erstmals 2026
bei Alfred A. Knopf, New York.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

9. Auflage
© 2026 by Caro Claire Burke LLC
© 2026 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, D-81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

Redaktion: Leonora Tomaschoff
Umschlaggestaltung: FAVORITBUERO
unter Verwendung von © trevillion und © shutterstock
Buchblock: Bridgeman Images (Look and Learn)
Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-453-27535-5

www.heyne.de

TEIL EINS

VERGANGENHEIT

HEUTE IST DER LETZTE TAG des Lebens, wie ich es mir immer vorgestellt habe.

Ich war zwei Minuten vor dem Weckerklingeln aufgewacht, wie immer. 5:58 und *pling*: Augen auf, bereit für den Tag. Ich hatte noch nie Probleme, morgens aus dem Bett zu kommen. Hatte noch nie die Schlummertaste gedrückt, kein einziges Mal. Nüchtern sein hilft. Ich trinke grundsätzlich nicht. Und natürlich Disziplin. Ich wurde mit so viel Disziplin geboren, ich weiß gar nicht, wohin damit – vermutlich ist mir deshalb noch nie etwas wirklich schwergefallen. Weder Ehe noch Mutterschaft noch Unternehmensgründung oder ein Leben für Gott. Für mich war das einfach eine Liste von Aufgaben, die jeden Tag abgearbeitet werden wollten, zur rechten Zeit, in chronologischer Reihenfolge. Anderen Menschen mag das schwerfallen, mir nicht.

Das war der Grund, weshalb all diese fremden Leute mich mochten.

Und dann war da noch das Geld. Das Geld half natürlich auch.

Es war Winter. Januar. Eine Kältefront war gerade durch den Pass gezogen. Der Heizkörper neben dem Schlafzimmerfenster stieß heiße Luft aus. Der Himmel war pechschwarz und würde es noch für Stunden bleiben. Unsere Farm lag versteckt in einer Senke zwischen zwei Gebirgszügen in Idaho, sodass wir in den Wintermonaten die Sonne nie vor neun Uhr zu Gesicht bekamen. Wir wohnten am Ende einer fünf Meilen langen, gewundenen Schotterstraße. Nicht einmal Flugzeuge flogen über uns hinweg.

Im Dunkeln lauschte ich dem entfernten Muhen von Sassafras, unserer geliebten Milchkuh. An der Tonhöhe ihrer Rufe erkannte ich, dass mein Ehemann Caleb sie molk. Auf die Minute pünktlich. Guter Mann.

Bevor er mich kennengelernt hatte, fehlte ihm jegliche Disziplin. Er war der jüngste von fünf Brüdern, das Nesthäkchen einer amerikanischen Dynastie. Sein Vater war US-Senator, genau wie dessen Vater und die Vorväter, und kandidierte gerade zum dritten Mal für die Präsidentschaft (aller guten Dinge … ihr kennt das!). Seine Mutter war Hausfrau und ertränkte ihren Kummer in Chardonnay. Zusammen ergab das eine teuflische Kombination aus väterlicher Vernachlässigung und mütterlicher Zuwendung – Caleb war ein verweichlichtes, verzogenes Muttersöhnchen. Aber noch besser als ein Mensch mit gottgegebenen Vorzügen ist ein Mensch, der bereit ist, zu lernen; und dieser Mann, *mein Mann*, war bereit, zu lernen.

Und wer war ich?

Eine Bilderbuchchristin. Das All-American-Dream-Girl, ein hottes, emsiges Bienchen, das durch die abgründigsten, dunkelsten Fantasien der Nation summt. Die Mutter, die jede Frau sein wollte, und die Frau, von der sich jeder Mann wünschte, dass sie zu Hause auf ihn wartete. Wie eine Nonne in einem Porno – völlig abwegig, aber bei Gott, es funktionierte.

Ich heiße Natalie Heller Mills, und Perfektion ist mein größtes Talent.

In den Pausen zwischen Sassafras' beinahe menschlich klingenden Wonneschreien (manchmal scherzte ich im Internet, mein Mann habe eine vierbeinige Affäre, *haha!*) hörte ich leise das meditative *Bockbockbockbockbock* aus dem Hühnerstall, die ständige Geräuschkulisse unserer Farm. Ich liebte unsere Hühner. Sie waren so wohlerzogen wie Hunde, so harmlos wie Babys. Manchmal setzte ich mich zu ihnen in den Stall, um ihnen über die seidigen Köpfchen zu streicheln oder mir Körner aus der hohlen Hand picken zu lassen.

Bald würden wir sie schlachten. Immer noch im Dunkeln liegend, lief mir das Wasser im Mund zusammen. In letzter Zeit hatte ich mich oft nach frischer Hühnerbrühe gesehnt. Wenn man sie einmal selbst gekocht hat, kann man die Plörre aus dem Supermarkt nicht mehr ertragen.

Durch den Spalt der Schlafzimmertür drang Jungsgelächter. Die Kinder saßen am anderen Ende des Flurs beim Frühstück. Ich schloss die Augen, spürte den Takt meines Haushalts wie einen Herzschlag. Nanny Louise – *ein Geschenk des Himmels* – stand am Herd und buk Pancakes. Produzentin Shannon – *meine rechte Hand* – baute neben der Spüle das Kamera-Equipment für einen langen Arbeitstag auf. Samuel und Stetson – *meine kleinen Männer* – saßen schläfrig am Tisch und schubsten und ärgerten einander. Clementine – *meine Älteste, das Mädchen, das mich zur Mutter gemacht hat* – saß mit der Nase in einem Buch am Kopfende und ignorierte ihre Brüder. Nanny Aimee – *die Zweite im Bunde* – weckte gerade die Kleinen, verteilte Küsse auf schläfrige Lider und machte meine beiden Jüngsten sanft für den Tag fertig. Sobald die erste an ihrer Hand in die Küche getapst und an Nanny Louise übergeben worden war, holte sie die zweite.

Ich schloss die Augen und flüsterte Gott meinen täglichen Dank für alles zu, was er mir beschert hatte.

Danke, himmlischer Vater, für Caleb. Danke für das Erbe. Danke für Clementine, Samuel, Stetson, Jessa, Junebug und das Engelchen, das noch keinen Namen hat.

Unwillkürlich wanderte meine Hand an meinen Bauch und schmiegte sich an die Rundung. Ich war zweiunddreißig Jahre alt; im sechsten Monat schwanger mit unserem sechsten Kind. Es war die unkomplizierteste Schwangerschaft bisher – obwohl eigentlich alle reibungslos verlaufen waren. Ich war die geborene Mutter. Nie fühlte ich mich Ihm näher, als wenn ich eine Seiner Schöpfungen austragen durfte.

(Seht ihr? Wenn ich perfekt sage, dann meine ich auch perfekt.)

Unter meiner Handfläche drehte sich mein Mädchen langsam auf die Seite. Mein kleines Unterwasserwesen. Ich liebte sie so sehr.

Danke, lieber Gott, dass Du über unsere Tiere wachst. Und danke, dass Du uns diese Woche geholfen hast, die Fünf-Millionen-Marke auf Instagram zu knacken. Auch auf YouTube stehen wir kurz vor der Million, o Herr. Nur durch Deinen Willen erreiche ich die Herzen und Gedanken so vieler Menschen. In Deinem Namen verbreite ich Deine Wahrheit.

Ein Anflug von Übelkeit überkam mich, und ich durchlitt ihn stumm. Manchmal wurde mir fast schlecht, wenn ich darüber nachdachte, wie perfekt mein Leben war und wie gut mir alles gelang.

Auf dem Nachttisch erwachte mein Handy summend zum Leben. Ich streckte die Hand aus und brachte es zum Schweigen, schlug die Bettdecke zurück und stand auf.

Wir hatten nicht immer so viel Hilfe. In den ersten Jahren waren wir mit den Kindern auf der Farm allein. Als ich mit dem vierten schwanger wurde, stellten wir Nanny Louise ein. Als ich mit dem fünften schwanger war, stellte ich Nanny Aimee ein und kurz darauf Produzentin Shannon. Fürs Erste war das vollkommen ausreichend. Auf diese Weise konnte ich zu den verschiedenen Tageszeiten sowohl ganz für meine Kinder als auch für meine Follower da sein. So ist das eben, wenn man gleichzeitig Mutter, Ehefrau und Influencerin ist: Man stillt quasi drei Babys zur selben Zeit. Verführt drei Liebhaber auf einmal.

Warum zeigen Sie nie die helfenden Hände hinter den Kulissen?

»Unsere Angestellten gehören für uns zur Familie, deshalb tun wir alles, um ihre Privatsphäre zu schützen. Ich könnte es mir niemals verzeihen, wenn sie gegen ihren Willen auf meinem Social-Media-Account präsent wären.«

Als ich in die Küche kam, stand Produzentin Shannon in der Ecke und schraubte an einem Stativ herum, während meine vier ältesten Kinder in dicken Wollpullovern am Frühstückstisch saßen. Nanny Louise half unserer Dreieinhalbjährigen, Jessa, dabei, sich ein Glas Orangensaft einzuschenken.

»Ich kann das *alleine*«, quengelte Jessa.

Nanny Louise, die zugleich unsere Homeschooling-Lehrerin war, nickte. »Natürlich kannst du das. Siehst du? Du machst es doch gerade. Ganz allein. Großes Mädchen.«

Jessa grinste. Das Lob schien sie vergessen zu machen, dass Nanny Louises Hand noch immer das Glas umschloss. »Großes Mädchen«, plapperte sie nach. Nanny Louise neigte das Glas, und meine Kleine trank gierig. Zufrieden beobachtete ich, wie ihr das Fruchtfleisch übers Kinn rann. Der Orangensaft war selbst gepresst. Das Tutorial würde im Laufe der Woche online gehen.

»Guten Morgen!«, sagte ich in den Raum. Fünf Köpfe drehten sich zu mir um. Ein geflötetes *Guten Morgen, Mama!* ertönte im Chor.

Ich ging um den Tisch herum, küsste jedes Kind auf die perfekte Wange, wuschelte über jeden perfekten Schopf. Alle trugen die Haare lang, auch die Jungs. Die Mädchen sahen aus wie ich: Sommersprossen, schmales Gesicht, erdbraunes Haar, ernste Miene. Wer uns beim Schmollen erwischte, konnte nicht umhin, eine hungerstreikende Märtyrerin aus dem sechzehnten Jahrhundert vor sich zu sehen. Die Jungs hingegen sahen aus wie Caleb: rote Wangen, breites Grinsen. Wenn die drei gemeinsam unterwegs waren (was häufig vorkam, denn unsere Söhne vergötterten Caleb), musste ich unweigerlich an ein Trio von Politikern denken, die im Gleichschritt umherstreiften, auf der Suche nach einem Baby, dem sie einen Kuss aufdrücken konnten.

Ich achtete nur selten auf die Unterschiede zwischen den Kindern. Sowohl die Mädchen als auch die Jungs sprachen ähnlich, lachten ähnlich. Sie trugen einen Regenbogen aus neutralen Farben.

Derselbe Stapel aus ocker-, khaki- und sandfarbener Kleidung wurde seit über zehn Jahren von Kind zu Kind unserer wachsenden Familie weitergegeben.

Erstaunlich, wie haltbar gute Baumwolle ist.

Ich stellte mich hinter meine beiden Jungs, Samuel und Stetson. Samuel war neun, ein ganzes Jahr älter als Stetson, doch seit letztem Sommer waren die beiden gleich groß und gleich schwer. Mit ihren schulterlangen Haaren und ihrer Angewohnheit, einfach alles in hektischem, ungelenkem Einklang zu tun – rennen, spielen, im Haushalt helfen oder Essen in den Mund schaufeln –, erinnerten sie mich an dressierte Ponys.

Ich legte ihnen je eine Hand auf den Kopf, während sie mit jungenhaftem Appetit ihr Müsli verputzten und sich ihre Schädel unter meinen Handflächen bewegten wie die Schaltknüppel eines wild gewordenen Bulldozers. »Na, was steht heute an, Jungs?«

»'ne neue Box für Sassafras bauen«, nuschelte Stetson mit vollem Mund.

»Mhm«, sagte ich. »Sehr wichtig. Papa freut sich bestimmt über die Hilfe.«

»Papa hat gesagt, ich darf die Nagelpistole benutzen.«

Samuel schubste Stetson so heftig, dass diesem der Müslilöffel aus der Hand flog und klappernd zu Boden fiel. »*Ich* bin mit der Nagelpistole dran!«

»Ihr dürft sie *beide* benutzen«, sagte ich. »Nanny Louise …?«

Sie nickte, wischte Jessa den Saft von Wangen und Kinn und machte sich daran, die Sauerei zu beseitigen.

Kein Mensch glaubte mir, dass meine Kleinen wirklich so pflegeleicht waren, wie sie im Internet wirkten. Nie im Leben ist das echt!!!!, schrieben die Wütenden Weiber. (So nannten Caleb und ich sie. Die Wütenden Weiber.) Worauf ich selbstverständlich niemals einging. Die Hauptaufgabe einer Mutter besteht darin, ihre Kinder vor der Welt zu beschützen. Was ging es irgendeine hasserfüllte Hexe in Manhattan an, wie grob Samuel mit seinem Bruder um-

ging (manchmal sogar mit seinen Schwestern) oder dass Stetson jeden Tag Wutanfälle wegen Mathe bekam (sosehr ich den Jungen auch liebte, er war wirklich nicht die hellste Kerze auf der Torte). Sollten die Wütenden Weiber auf irgendeine Schwäche meiner Kinder stoßen, würden sie sich wie die Furien darauf stürzen. Und sie wären am Boden zerstört. Denn es war ihnen zwar nicht bewusst, aber sie brauchten mich ebenso sehr, wie ich sie brauchte. Wir führten eine symbiotische Beziehung. Ich war der Hai, und sie waren fünf Millionen winzige Putzerfische an meinem Bauch.

Diese Idiotinnen. Wollten mich bei lebendigem Leib verschlingen. Und hatten keine Ahnung, dass ich diejenige war, die sie am Leben hielt.

Was ist es für ein Gefühl, zu wissen, dass Millionen von Menschen auf der ganzen Welt intime Details über Ihre Kinder kennen?

»Ich zeige nur ausgewählte Ausschnitte aus dem Leben meiner Kinder. Außerdem hat keines von ihnen Zugriff auf Medien. Ich meine, kennen Sie die Studien? Was Bildschirmzeit mit Kindergehirnen macht? Wenn Sie mich fragen, haben es die Kinder in meinem Haushalt wesentlich besser als in anderen. Lieber von Zeit zu Zeit in einem Instagram-Video auftauchen, als den ganzen Abend aufs iPad zu starren. Oder?« Mitleidiges Lachen. »Das greift immer mehr um sich. So was von traurig. *Das* sollten Sie mal thematisieren.«

»Du bist ja früh auf«, sagte ich zu Produzentin Shannon und schenkte mir Kaffee ein.

»Konnte nicht schlafen.« Mit gerunzelter Stirn musterte sie einen Regler an der Kamera, drehte ihn missmutig in die eine, dann in die andere Richtung. Shannon war mit neunzehn zu uns auf die Ranch gekommen, eine Barnard-Abbrecherin mit pinken Haaren und Nasenring, die bereit war, professionelle Arbeit für einen studentischen Lohn zu leisten. Inzwischen war sie einund-

zwanzig. Der Nasenring war geblieben, das Pink einem natürlichen Braunton gewichen. Ich war mir allerdings nicht sicher, ob es Zeichen einer persönlichen Weiterentwicklung war oder vielmehr ein pragmatisches Zugeständnis an die Umstände. Unsere Fünfhundert-Acre-Ranch lag eine Autostunde von der nächsten Stadt entfernt. Eine große Auswahl an Friseuren hatte man hier nicht.

Ich zögerte, dann fragte ich vorsichtig: »Hast du wieder geträumt?«

Sie starrte mich an. »Wer hat dir das erzählt?«

In dem Traum stand Shannon auf der Anhöhe neben der Farm und sah zu, wie alles in Flammen aufging. Das Haus, der Hühnerstall, der Garten: Alles brannte lichterloh. Kleinwagengroße Feuerbälle regneten aus einem violetten Himmel herab. Als das Feuer auf die Felder übergriff, rannte sie los – oder versuchte es zumindest –, während die Scheune einstürzte und die Tiere unter den Trümmern brüllten. Manchmal konnte sie sehen, wie wir ihr aus der Ferne zuwinkten. Etwas sagten. Und manchmal – wenn der Traum nicht vorher abbrach – konnte sie sehen, wie Lichtstrahlen aus dem Himmel auf meine Kinder, Caleb und mich hinableuchteten und uns segneten. Alle wurden gerettet außer ihr.

»Nanny Louise macht sich Sorgen um dich«, sagte ich – das klang diplomatischer als *Nanny Louise hat es satt, mitten in der Nacht von deinem Geschrei hochzuschrecken.* Unsere Farmangestellten wohnten in Gemeinschaftsunterkünften über dem Stall, neben dem Homeschooling-Klassenzimmer.

»Mir geht's gut«, sagte Shannon. »Passt schon.« Sie beugte sich an mir vorbei, um ein Ladekabel einzustecken. Einen Augenblick lang standen wir schweigend da, in diesem kleinen Winkel des Hauses, in dem wir nahezu den gesamten Tag zusammen verbrachten.

Ihre Küche ist die wohl beliebteste in ganz Amerika. Können Sie uns ein bisschen mehr darüber erzählen?

»Puh, wo soll ich da anfangen?«

Die Kochecke wirkte durch das Auge der Kamera in perfektem Maße unaufgeräumt: hier ein halb volles Mason Jar mit Wasser, dort etwas verstreutes Mehl, ein paar einzelne Blumenstängel vergessen auf einem abgenutzten Schneidebrett. Es sah aus wie der Arbeitsplatz einer Mutter; wie eine Küche im echten Leben, aber natürlich viel besser als alles, was die echte Welt zu bieten hatte. Alle meinen immer, sie stünden auf Minimalismus, glauben, sie bräuchten ein Haus ohne Krimskrams. Und wenn sie dann drinsitzen in ihrem makellosen Zuhause, wollen sie sich nur noch die Kugel geben. Ein Zuhause muss bewohnt aussehen, sonst will niemand darin wohnen. Vollkommen offensichtlich, wenn man mal kurz darüber nachdenkt, aber die meisten Menschen nehmen sich eben keine Zeit zum Nachdenken. Die meisten Menschen sind Vollidioten.

Ein weiterer Vorteil dieses Küchenausschnitts war die breite Fensterfront, die die Arbeitsfläche von Sonnenaufgang an den ganzen Tag über in perfektes, sanftes Licht tauchte. Ich musste mich nur in ihre Nähe stellen, um gute sechs Jahre jünger auszusehen. Schönheits-OP durch Gotteshand, nannte ich es insgeheim, obwohl ich natürlich nie auf die Idee käme, so etwas online zu sagen. Die Wütenden Weiber würden mich zerfleischen.

Haben Sie je etwas machen lassen?

Kurzes Auflachen.

»O Gott, *nein*. Sorry, jede, wie sie mag, aber *ich*? Nein. Würde ich niemals tun.«

Shannon starrte mit leerem Blick aus dem Fenster, an diesem frühen Wintermorgen ein Portal in eine schwarz verhüllte Welt. Ich wusste, dass sie an ihren Traum dachte. Offensichtlich hatte sie

nicht den blassesten Schimmer, was er bedeutete. Wie konnte ein Mensch nur derart begriffsstutzig sein? Gott versuchte ihr eine Botschaft zu senden, und zwar auf direktem Wege: Er schickte Rauchzeichen, Brieftauben und schrieb Nachrichten in den Himmel, die sie allesamt ignorierte. Wahrscheinlich würde sie eher einer traumdeutenden Internet-Betrügerin auf den Leim gehen, als auf die Idee zu kommen, dass ihr Hirn ihr eine gänzlich unmetaphorische Erkenntnis liefern könnte. Es war tragisch mitanzusehen, wie sie sich der Offenbarung vollkommen verwehrte, aber auch wenig überraschend. Shannons teilweise Barnard-geschultes Gehirn war ein stumpfes Werkzeug, profan und ohne jede Angriffsfläche; als Mittel für die direkte Kommunikation mit Gott in etwa so geeignet wie ein Teigschaber für eine OP am offenen Herzen.

Aber warum sollte der Herrgott so verzweifelt versuchen, Shannon zu erreichen?

Nun. Shannon hatte Mist gebaut.

Shannon blickte zu mir auf. Ich wurde rot, weil sie mich dabei erwischt hatte, wie ich sie mit gerümpfter Nase angestarrt hatte. »Übrigens«, sagte sie, »mein neues Handy ist heute angekommen. Danke noch mal für den Expressversand.«

»Na klar.« Anscheinend hatte eins der Kinder Shannons Handy in der Woche zuvor in eine Pfütze fallen lassen. Und weil ich eine gute Chefin war, hatte ich den Schaden sofort wiedergutgemacht, indem ich ihr mit einem flotten Spruch die Geschäftskreditkarte gereicht hatte: *Ich kann doch nicht zulassen, dass du ohne Kontakt zur Außenwelt hier festsitzt!*

»Wolltest du heute nicht die lila Schürze anziehen?«

»Upsi!« Ich lachte. »Schwangerschaftsdemenz.« Ich hasste diesen Ausdruck, aber er ließ mich so nahbar wirken. Die Schürze, die ich trug, war marineblau. Wir benutzten die Videos, um auf die neuen Farbtöne in unserem Onlineshop hinzuweisen (35,99 Dollar,

100 Prozent Baumwolle, Knöpfe aus recyceltem Plastik, made in Spain). »Warte, ich hole sie.«

Als ich die Küche verließ, kam Nanny Aimee mit Junebug herein, meiner Jüngsten. Jessa, die ihr Glas inzwischen geleert hatte, stand vom Tisch auf und heftete sich mir an die Fersen wie eine Klette. Im Vorbeigehen schnappte sie sich Junebugs Hand, und während meine kleinen Mädchen mir Richtung Schlafzimmer folgten, drangen mahnende Rufe der beiden Nannys aus der Küche.

»Schon gut«, rief ich über die Schulter. »Sie können mitkommen.«

Es war ein besonderes Geschenk unseres Schöpfers, dass Er uns mit drei Mädchen hintereinander gesegnet hatte. Natürlich waren alle Kinder Geschenke Gottes, aber eine *Mädchenschar*? Zwei oder drei, wie ein Edelsteinset? Das war etwas völlig anderes. Ein Mädchen war toll, ein Junge war nett, aber Mädchen im *Plural* waren Regenbögen und Flausch in Menschengestalt. Sooo wonnige Wesen. Stets um das Wohl anderer bemüht; mit jeder kleinen Lady, die ihre Gemeinschaft erweiterte, schienen sie über sich hinauszuwachsen und noch heller zu strahlen. Sie trugen einander umher wie Puppen. Flochten sich gegenseitig die Haare. Zupften und zerrten mit mütterlicher Beharrlichkeit aneinander herum.

Die Jungs würden uns ernähren, wenn wir mal alt und gebrechlich wären, pflegte ich zu sagen, aber die Mädchen? Die würden um unsere Rollstühle tanzen und Rosenblätter auf unsere Gräber streuen. Außerdem, das muss ich zugeben: Sie ließen sich leichter dressieren. Die Jungs weigerten sich gelegentlich und waren schnell frustriert oder gelangweilt. Aber die Mädchen? Die standen stundenlang, ohne zu murren, vor der Linse, ganz die Mama.

»Mom.«

Unwillkürlich zuckte ich zusammen, setzte aber sofort wieder eine sanfte Miene auf. »Ja, mein Schatz?« Ich stand vor dem

Spiegel im Schlafzimmer und band mir die neue Schürze um, als Clementine in der Tür erschien, meine Älteste. Im Sommer war sie zwölf geworden und hatte prompt aufgehört, mich *Mama* zu nennen. Jedes Mal, wenn ich sie *Mom* sagen hörte, fing mein Augenlid an zu zucken. Ich hasste dieses Wort. Wie das klang, so hart und männlich, viel weniger melodisch als meine bevorzugte Alternative. Aber ich kommentierte es nicht. Clementine stand an der Schwelle zum Teenie-Alter, ich wusste, dass sie meine Grenzen testete. Gegenwehr war die völlig falsche Taktik.

Ich beobachtete im Spiegel, wie Clementine den Raum durchquerte und sich zu den Kleinen aufs Bett setzte. »Was bedeutet *Tradwife*?«

Fingernägel auf Kreidetafel. Mit verkrampftem Lächeln drehte ich mich um.

»Wer hat das zu dir gesagt?«

»Wieso? Ist das ein Schimpfwort?«

»Tradwife«, sagte Jessa und kicherte. Dann warf sie den Kopf in den Nacken und wiederholte: *»Traaaaadwife!«*

Fast rechnete ich damit, dass Clementine die Zahnrädchen in meinem Hirn surren hörte, während ich in Lichtgeschwindigkeit die fünfhundert möglichen Antworten auf diese Frage durchging. Meine älteste Tochter war mir extrem ähnlich, nicht nur äußerlich, sondern auch in ihrem Wesen: Sie hielt ihre Intelligenz hinter dem Rücken verborgen wie ein Messer. Und je mehr sie zur Frau wurde, desto unheimlicher fand ich unsere Ähnlichkeit. Es war, als würde ich aus weiter Ferne einen Klon auf mich zukommen sehen. Was würde passieren, wenn sie vor mir stand?

Mir ist klar, dass das keine angemessenen Gefühle der eigenen Tochter gegenüber sind. Aber Mutterschaft wird streng kuratiert. Will heißen: Jede Frau in meinem Leben hat mir Lügen darüber erzählt; ich musste erst selbst Mutter werden, um wirklich Bescheid zu wissen.

Wären Sie stolz, wenn Ihre Kinder eines Tages auch Influencer werden?

»Ich will nur, dass meine Kinder glücklich sind.«

Breites Zahnfleischlächeln.

Ich entschied mich für beiläufige Unverbindlichkeit. Man durfte Kinder unter keinen Umständen merken lassen, dass einen etwas traf. »*Trad* ist die Kurzform von *traditional*. Manche Leute würden Ehefrauen wie mich so bezeichnen. Wir führen ja auch eine traditionelle Ehe.«

Mit »manche Leute« meinte ich die Wütenden Weiber. Sie waren es, die mich Tradwife nannten, die das *Trad* ausspuckten, als stünde es für etwas Schlimmes, als wäre traditionell in der Welt normal denkender Menschen nichts Gutes. Nur waren diese Frauen weder normal denkend noch glücklich, noch hielten sie viel von dem Konzept Eigenverantwortung. Sie fragten sich nicht, wieso sie so viel ihrer kostbaren Zeit auf Erden damit verbrachten, sich durch anderer Leute Leben zu scrollen, statt selbst mal den Kochlöffel zu schwingen oder Blickkontakt mit ihren Kindern herzustellen. Sie fragten sich auch nicht, warum sie so viel Zeit damit verschwendeten, sich in ihrem ranzigen Neid zu suhlen, statt selbst etwas auf die Beine zu stellen, worauf sie stolz sein könnten. Nein, nein, lieber vernichteten sie jeden Abend eine Flasche Wein und zogen in irgendeinem Internetforum über mich her. Es mochte eine Unterstellung meinerseits sein, dass diese Frauen allesamt Alkis waren, aber aufgrund der hohen Tippfehlerdichte in ihren Nachrichten würde ich es eher eine evidenzbasierte Annahme nennen. Offensichtlich *ruunierten* Tradwives das Land, indem sie sich nicht von ihren *Eheämnnrn* scheiden ließen. Nur weil Tradwives gerne Zeit mit ihren *Kindren* verbrachten, ging Amerika den Bach runter.

Worauf ich abwechselnd von einem meiner sechs anonymen Fake-Accounts kommentierte: Gott bewahre, dass jemand seine Kinder mag?!

Bevor diese Frauen mich Tradwife genannt hatten, war ich bereits eine religiöse Fanatikerin gewesen, eine Sektenführerin, eine Gebärmaschine. Verglichen damit war Tradwife noch harmlos.

»Also, ich kann nichts Schlechtes daran finden, sich an Traditionen zu halten«, sagte ich. »Ihr etwa?«

Die beiden Kleinen schüttelten den Kopf. *Nein, Mama. Wir lieben dich, Mama.* Aber Clementine starrte mich nur an. »Willst du damit sagen, du bist eine?«

Ich kam mir auf einmal vor, als stünde ich vor Gericht. »Clementine, willst du mir nicht einfach sagen, wer mich Tradwife genannt hat?«

»Niemand«, gab Clementine zurück. Schlagartig schaltete sie auf gelangweilt um. »Mein Gott, ich hab doch nur gefragt.«

»Kein Problem!«, sagte ich. »Wer nicht fragt, bleibt dumm.«

Als sie aufstand, wandte ich mich wieder meinem Spiegelbild zu und zupfte die Schleife der Schürze zurecht. Mein Lächeln war verschwunden. »Sag Nanny Louise, sie soll in den Wetterbericht schauen«, sagte ich zu Clementine. »Wenn es regnet, sollen die Kinder Gummistiefel anziehen.«

Clementine antwortete nicht, und als ich mich umdrehte, war sie nicht mehr da.

Die Nannys. Bestimmt waren die Nannys schuld. Ständig ließen sie ihre Handys auf der Arbeitsfläche oder der Couch liegen, da konnte ich ihnen noch so oft sagen, dass sie aufpassen sollten. Clementine musste an einem ihrer Handys gewesen sein. Ein Kind vor der Welt zu beschützen, war ein Ding der Unmöglichkeit. Jessa und Junebug waren noch so klein, so formbar – aber Clementine? Sie war fast eine Frau. Vor ihr musste man sich in Acht nehmen.

Werden Ihre Kinder gern gefilmt?

»Oh! Sie lieben es, vor der Kamera zu stehen.«

Der Plan für den heutigen Content-Tag war, ein französisches Boule-Brot aus meinem berühmten Sauerteigstarter zu backen und den Laib mit einer Krippenszene aus selbst geernteten Gartenkräutern zu dekorieren. Das war nun mal – Wortspielalarm! – mein täglich Brot. Außerdem herrschte in der Weihnachtszeit immer ein gewaltiger Run auf unseren Onlineshop (Yesteryear Ranch Schneidebrett aus Kirschholz, 120 Dollar, made in Brazil; Yesteryear Ranch Französische Salzmischung, 45 Dollar, made in France; Yesteryear Ranch patentierte Innenraumfarbe in den Tönen Homestead, Pioneer und Cowgirl, 80 Dollar pro Eimer, made in America). Das Brot war nur der Trägerstoff für die eigentliche Droge: Lavendel-Jesuskind in Rosmarinkrippe und die drei weisen Thymianzweige aus dem Morgenland, *fa la la*, und die Follower würden klicken, klicken, klicken, bis ihre Herzen randvoll waren – und ihre Online-Warenkörbe ebenfalls. Und dann würden sie um Nachschub *betteln*, wie sie es immer taten.

Für das Kräuterbrot brauchte ich vier Stunden. Eine übliche Zeitspanne, die Shannon später zu einem Dreißig-Sekunden-Zeitraffer zusammenschneiden würde, in dem meine Hände über das Display huschten und einen blassen Teigklumpen falteten, kneteten und liebkosten. Die zweite Tageshälfte war dem Natural Dinner gewidmet. Ich wollte einen traditionellen Sonntagsbraten zubereiten (oder eher *Trad*-Sonntagsbraten? Ich beschloss, ihn in der Caption so zu nennen, mit Zwinkersmiley, um die Wütenden Weiber wirklich auf die Palme zu bringen). Alle Zutaten stammten von unserer eigenen Farm, bis auf das Fleisch, das vom Supermarkt auf der anderen Seite des Gebirgspasses kam.

Am frühen Nachmittag stellten wir fest, dass wir keine frischen Eier mehr hatten, also beschlossen wir, einen Ausflug zum Hühnerstall einzuschieben. Himmel und Berge legten sich für die Kamera ins Zeug. Beseelt stapfte ich durch den Matsch, während

Jessa und Junebug an meinem Rockzipfel hingen. Ich begrüßte die Hühner schließlich mit einem »Hallo, Ladys«, so wie ich sie immer nannte, wenn ich gefilmt wurde. *Die Ladys.*

»Hallo, Ladys«, flötete ich. »Na, wie geht's uns denn heute?«

Hinter mir stolperte Shannon über das Kamerakabel und fluchte laut. »Sorry«, sagte sie. »Können wir den Part noch mal wiederholen?«

Natürlich konnten wir das. Ich konnte alles auf Kommando abspulen, tausendfach, tausend Variationen desselben Singsangs. »Hallo, Ladys! Na, wie geht's uns denn heute?«

»Perfekt. Schnitt – und dann filme ich, wie ihr die Eier einsammelt.«

»Na so was«, sagte jemand hinter mir. »Steht da etwa Marilyn Monroe in meinem Hühnerstall?«

Knapp daneben! Ich verdrehte die Augen und lachte, strich mir hastig den Rock glatt und betete, dass Shannon mit der Kamera draufhielt, als Caleb in den Stall geschlendert kam, mir einen Arm um die Taille legte und mich hintenüber beugte. Unsere Töchter jubelten, als er mich küsste. Dann stellte er mich wieder aufrecht hin und grinste, als ich ihm einen spielerischen Klaps gegen die Schulter verpasste. »Jetzt sind meine Stiefel schmutzig!«

»Ein bisschen Schmutz hat noch niemandem geschadet.« Er tippte an seinen Cowboyhut und zwinkerte mir zu.

Ich lachte und verdrehte wieder die Augen. »Wir *filmen* hier, Caleb.«

Als wüsste er das nicht.

»Keine Sorge«, sagte Shannon. »Ich hab die Aufnahme gestoppt, bevor Caleb gekommen ist. Also kein Problem. Wenn du kurz Pause machen willst, gehe ich mir einen Kaffee holen.«

»Oh«, sagte ich enttäuscht. »Okay. Nein, ich brauche keine …«

Aber Shannon war schon mit der Kamera auf dem Weg zum Haus.

Caleb tätschelte meinen Hintern. Als wir beobachteten, wie

Shannon die Haustür heftiger als nötig aufriss, fragte er: »Ist sie immer noch sauer?«

Eine Welle von Emotionen überrollte mich.

»Ja, Caleb. Sie ist immer noch sauer.«

»Hm. Das wird schon wieder. Wenn wir …«

Ich warf ihm einen Blick zu, der ihn zum Schweigen brachte. »Du hast wirklich keine Ahnung von Frauen.«

Er wollte gerade antworten und ich ihm mit einer noch schärferen Bemerkung das Wort abschneiden, als uns im selben Augenblick aufging, dass wir Publikum hatten.

Jessa, Junebug. Unsere beiden süßen Mädchen blickten mit großen Augen zu uns auf. Beobachteten uns, wie immer. Wo zur Hölle war Nanny Aimee, wenn man sie brauchte?

Egal. Es war eine gute Übung. Das sagte ich mir immer, wenn ich unter Beobachtung eines Kindes stand, das eigentlich unter Beobachtung von jemand anderem stehen sollte: *Gute Übung!* Makellos performen kann schließlich niemand über Nacht. Es bedarf Jahre – viele, viele Jahre – der Übung.

Ich stellte mich auf die Zehenspitzen und verpasste Caleb zwei Schmatzer in kurzer Folge. »Zurück an die Arbeit, Cowboy.« Die Mädchen kicherten und klatschten, und ihre Reaktion ließ mich erröten. Caleb tippte sich an den Hut, nickte uns dreien zu und schlenderte zurück in Richtung Scheune, wo er sich vermutlich ein bis zwei Stunden damit beschäftigen würde, Heuballen von A nach B zu schieben. Caleb war sehr gut darin, sich zu beschäftigen. Und er war ebenso gut darin, immer nur die Aufgaben zu übernehmen, die ihm Spaß machten: Sassafras melken, mit dem großen John-Deere-Traktor in konzentrischen Kreisen über den Acker gurken, sich die ganze Nacht mit den Tieren um die Ohren schlagen. Alle Arbeiten, die er nicht mochte – jäten, pflanzen, ernten, Ställe ausmisten –, überließ er den Farmhelfern.

Moment. Sie haben Farmhelfer?

Schweigen.

»Hatte ich das nicht erwähnt?«

Shit. Vielleicht doch noch mal Schwangerschaftsdemenz einwerfen?

»Meist haben wir zwei oder drei. In der Hauptsaison. Je nachdem, was auf der Farm gerade ansteht. Wir nehmen jede Hilfe, die wir kriegen können!«

Aber wieso haben Sie das nicht …

»Schwangerschaftsdemenz!«

Das Drehen des Natural Dinners zog sich hin. Im ganzen Haus herrschte schlechte Laune. Shannon und ich stritten über den besten Kamerawinkel und verschwendeten damit zehn Minuten kostbares Nachmittagslicht, woraufhin wir hektisch wurden und noch mehr stritten. Dann endete die Homeschooling-Stunde der größeren Kinder eine Viertelstunde früher, weil Nanny Louise ihre Lehrerinnenpflichten offensichtlich nicht ernst genug nahm, und mit einem Mal war die Küche von pausenlosem Genörgel erfüllt. Die Jungs zankten mit Clementine darüber, was sie vor dem Abendessen spielen sollten. Die Nannys – die der Agentur zufolge die Crème de la Crème waren, mir aber manchmal das Gefühl gaben, Vollzeitlöhne für Teilzeitarbeit zu zahlen – hockten auf der Couch und starrten auf ihre Handys, während im Streit um die kleine Hunde-Figur im Monopoly ein halber Weltkrieg ausgebrochen war. (Auf ausdrücklichen Wunsch meines Schwiegervaters hin das einzige Brettspiel, das in unserem Haushalt erlaubt war. Doug war der Ansicht, es sei wichtig, Kindern so früh wie möglich die Vorzüge der freien Marktwirtschaft nahezubringen.)

Die Nannys. Ach, die Nannys! Zu dieser Tageszeit waren sie quasi nutzlos. Von Nanny Aimee erwartete ich nichts anderes. Sie war ein dummes Mädchen aus Los Angeles mit perfekt symmetrischen Gesichtszügen, das es gerade eben schaffte, die Kinder am Leben zu halten. Aber von Nanny Louise, die fünf Jahre älter

war und einen Master in Pädagogik hatte, erwartete ich mehr. Sie gehörte zur Familie.

Haben Sie gerade gesagt, Ihre Nannys gehören zur Familie?

Schweigen.

Sie wissen bestimmt, dass es eine Tradition ist, die äußerst kontrovers betrachtet wird, wenn weiße Frauen ihre Arbeitskräfte als »Familie« bezeichnen, oder?

Längeres Schweigen. Leises, wissendes Lächeln.

Nein, Moment.

Leises, *unwissendes* Lächeln.

Besser.

»Nächste Frage, bitte!«

»Ladys, kann ich kurz mit euch sprechen?«

Die Nannys blickten von ihren Handys auf.

»Clementine war unbeaufsichtigt an einem Handy«, sagte ich. »Sie hat mich heute Morgen gefragt, was eine Tradwife ist.«

»Na ja«, sagte Nanny Aimee, dann hielt sie inne.

Ich schenkte ihr ein Lächeln. »Was?«

»Ich meine …«

Wieder eine Pause. Sie sah aus wie eine Muppetfigur mit zugeklebtem Mund. Ich widerstand dem Drang, ihre Maulsperre eigenhändig zu beseitigen.

»Wir passen in Zukunft besser auf«, griff Nanny Louise ein. Sie bedachte Nanny Aimee mit einem strengen Blick, dem Äquivalent eines Tritts unter dem Tisch, und Nanny Aimee nickte. »Yep«, sagte sie. »Wird nicht noch mal vorkommen.«

Ich holte tief Luft und ließ meine Wut mit einem Stoßseufzer heraus. »Könnt ihr euch heute ums Abendessen kümmern? Ich glaube, ich muss noch mal zu Target fahren.«

Aus dem Augenwinkel sah ich, wie Clementine aufhorchte.

Bingo.

Die Mädchen zu dem Super Target mitzunehmen, der eine halbe Autostunde entfernt lag, war ein seltenes Geschenk, das ich ihnen machte. Beim dazugehörigen Starbucks bestellte Clementine einen Frappuccino mit extra viel Sahne, und ich biss mir angesichts von so viel Koffein und Zucker so spät am Tag auf die Zunge. Jessa und Junebug bekamen je einen Cake-Pop und Apfelsaft, ich selbst nahm einen fettfreien, entkoffeinierten Cappuccino mit Hafermilch. Ich versuchte, diese Ausflüge auf einmal im Monat zu beschränken. Für gewöhnlich kaufte Nanny Aimee für uns ein. Aber auch für mich war es schön, ab und an hierherzukommen und mich unter dem benebelnden Neonlicht treiben zu lassen – wobei es mich erstaunte, wie viele Menschen hier jede Woche aufschlugen. Mehr als dreißig Minuten bei Target zu verbringen, fühlte sich an, als bekäme man Karies.

Während ich den Einkaufswagen langsam den Mittelgang hinunterschob, kreiselten die Mädchen ziellos um mich herum und hüpften von einer Ablenkung zur nächsten. Ständer voller Modeschmuck. Klamotten. Regale mit Bodylotion in bunten Verpackungen, verschiedene Orangetöne und Kaugummirosa. *Merkt ihr, wie gut sich die kleinen Dinge im Leben anfühlen können, Mädchen? Merkt ihr, wie aufregend ein Zuckerrausch sein kann, wenn man sich nach so vielen Tagen der Enthaltsamkeit bewusst dafür …*

»Natalie?«

Ich hielt inne, sah mich um. Gab vor, verwirrt zu sein, obwohl ich eigentlich nur dachte: *Herr im Himmel, schütze mich. Nicht die.*

Vanessa und ich waren zusammen zur Highschool gegangen. Wir waren beide im Leichtathletik-Team gewesen, aber sie hatte es erst im letzten Jahr in die erste Mannschaft geschafft, sodass wir kaum Zeit miteinander verbracht hatten. Jetzt stand sie im Krankenhauskittel neben zwei überquellenden Einkaufswagen, während ihre vorpubertäre Tochter hinter ihr mit demselben bedröppelten Blick vor sich hin stierte, den Vanessa früher immer beim

Training aufgelegt hatte. Ich schielte unauffällig in ihren Wagen. Einwegrasierer, Taschentuchboxen, ein halbes Dutzend mit Chemie vollgepumpter Schinkenscheiben, eingewickelt in drei Schichten Plastikfolie. Beinahe stieg mir der Gestank der Müllkippe in die Nase, auf der all diese Wegwerfprodukte binnen eines Monats landen würden. Dann sah ich wieder zu Vanessa, die mich jetzt genauso mürrisch beäugte wie ihre Tochter, und ein Hauch von Nostalgie erweichte mein Herz. *Die Ärmste.* Hatte in ihrem Leben kein einziges Rennen gewonnen.

»Wie schön, dich mal wiederzusehen«, sagte ich. »Das muss mindestens zehn Jahre her sein, oder?«

Sie rümpfte die Nase, begutachtete meinen leeren Wagen. »Ich wusste gar nicht, dass du zu Target gehst.«

»Natürlich tue ich das. Ich bin auch nur ein Mensch, oder?« Ich wandte mein eisernes Lächeln ihrem Nachwuchs zu. »Und wen haben wir hier?«

Vanessa bedachte ihre Tochter mit einem merkwürdigen Blick, so als wollte sie abschätzen, wie meine Augen sie sahen.

»Das ist Zoe.«

Zoe sah aus, als wäre sie ein paar Jahre jünger als Clementine. Falls sie ihren eigenen Namen wiedererkannte, ließ sie es sich nicht anmerken. Sie starrte mich nur an, der Ausdruck auf ihrem Gesicht ein Sprungbrett mitten ins geballte Elend hinein.

»Ich nehme mal an, die gehören zu dir?«

Ich folgte Vanessas Blick und sah Clementine, die auf dem Boden hockte und in einem Bilderbuch blätterte, während die Kleinen ihr neugierig über die Schulter sahen. Eine Mischung aus Stolz und Freude strömte durch meine Adern, stärker als jedes künstliche Zucker-High. »Ja. Das sind meine Mädchen. Die Älteste ist meine Clementine, und die jüngeren heißen Jessa und Junebug.«

Als ich mich wieder zu Vanessa umwandte, lächelte sie süffisant. Wann hatte ich das zuletzt bei einer erwachsenen Frau gesehen?

»Eins muss man dir lassen«, sagte sie, »du ziehst das mit der guten alten Zeit echt durch.«

Mein Lächeln erstarb. *Immer dasselbe.*

Vanessa war in einer strenggläubigen Familie aufgewachsen, sehr viel strenger und sehr viel gläubiger als meine eigene, hatte sich aber längst von ihren Eltern losgesagt und schrieb nun ellenlange Facebook-Rants über ihre *schreckliche Kindheit*, die im Schnitt drei bis fünf Likes abbekamen. Vanessa wollte der Welt beweisen, wie modern sie jetzt war. Sie hatte sich verändert. Sie kaufte nur noch Bio! *(Es sei denn, sie verirrte sich zu Target.)* Selbsterklärt fortschrittliche Frauen wie Vanessa waren süchtig danach, Frauen wie mich zu hassen. Das wusste ich. Ich wusste, dass diese Frau sich auf Familienfeiern dermaßen volllaufen ließ, dass es peinlich wurde, und dann rief sie mein Instagram-Profil auf, um jedem, der unglücklicherweise in ihrer Nähe gelandet war, auf die Nase zu binden, dass sie *diese Tante persönlich kennt, von der Highschool.* Und dann käute sie irgendeine gelallte Abrechnung mit sämtlichen traditionell lebenden Leuten wieder, die nämlich allesamt Idioten waren, alle Gläubigen sowieso. Überhaupt jeder, der sich für einen anderen Lebensstil als ihren eigenen entschied. Überall nur Idioten über Idioten. Was sie in Wahrheit sagen wollte? *Ich bin so ekelerregend neidisch auf diese Frau von früher, dass es mich fast umbringt.*

Frauen wie Vanessa mit ihrer teuren Latex-Stirn und dem obligatorischen Hillary-Clinton-Aufkleber am Kofferraum wussten einfach nicht, was sie wollten. Die würden es nicht einmal fertigbringen, zu ihren Prinzipien zu stehen, wenn man sie ihnen mit einer Spritze ins Gesicht jagte. Weil sie nicht in der Lage waren, Verantwortung für ihr eigenes Leben zu übernehmen, gaben sie mir die Schuld für ihr Unglück. Der dummen, weltfremden, rückwärtsgewandten Tradwife. Dass ich die Highschool unter den drei Jahrgangsbesten abgeschlossen hatte, spielte keine Rolle. Auch nicht, dass ich in Harvard Religionswissenschaft studiert und Best-

noten abgesahnt hatte, während sich Vanessa an der Michigan State einmal quer durchs Klubhaus der Rugbymannschaft gebumst hatte. (Ja, ich geb's zu: Auch ich schaute ab und zu auf ihrem Instagram-Profil vorbei.) Wenigstens verbrachte ich mein Leben damit, mich tatsächlich an die guten Vorsätze zu halten, die sie so gerne auf Instagram predigte: *Esst regional! Unterstützt kleine Geschäfte! Produziert weniger Müll!*

Die Wütenden Weiber konnten sagen, was sie wollten, aber Fakten blieben nun mal Fakten. Ich war eine Frau mit Prinzipien. Im Grunde bestimmten meine Prinzipien meine gesamte Identität. Für kein Geld der Welt hätte ich auch nur den kleinsten Fitzel von diesem krebserregenden Schinken angerührt, der da in ihrem Einkaufswagentetris steckte. Für keine noch so große gesellschaftliche Akzeptanz hätte ich meiner Tochter einen so aalglatt-trendigen Namen wie *Zoe* gegeben, einen Namen, der so verzweifelt *pick me* schrie.

Dumme Fotze.

Verzeih mir meine Wortwahl, Herr. Dieser Tage nahm meine Wut aber auch wirklich überhand, ein Problem, für das ich dringend eine Lösung brauchte. Und ich hatte mir vorgenommen – das hatte ich wirklich! –, eine zu finden. Hätte ich nur ein bisschen mehr Zeit gehabt, ich schwöre bei Gott, ich hätte sie gefunden.

»Es war wirklich schön, dich gesehen zu haben«, sagte ich im Plauderton. »Du solltest mal mit der Kleinen zur Farm kommen!« Ich blickte auf Vanessas schmollenden Oger von einer Tochter hinab. »Du würdest bestimmt gerne mal sehen, wo die Wurst herkommt, oder?«

Vanessa entfuhr ein leises Stöhnen. Es klang so intim und peinlich, als wäre ihr vor versammelter Mannschaft ein Furz rausgerutscht. Ihr Gesicht färbte sich hellrosa. Ich wusste, dass sich meine Einladung zwischen ihren Backenzähnen festsetzen würde. Sie wusste, es war nur ein halb gares Angebot, trotzdem würde

sie mit dem Gedanken spielen, es anzunehmen. Wahrscheinlich war es Vanessas geheimer Lebenstraum, meine pittoreske kleine Farm mit eigenen Augen zu sehen. Die Hühner, meine *Ladys*. Das große rote Farmhaus, das sich bei jedem Licht gut fotografieren ließ. Den Garten, oh, den riesigen Garten! Die pseudoerotische Fantasie, wie wir zusammen meinen berühmt-berüchtigten Zitronenzesten-Kuchen backen, über irgendeine alberne Kleinigkeit lachten, während unsere Kinder friedlich im Hintergrund miteinander spielen. Nichts davon würde jemals passieren, und dennoch: Die Vorstellung von diesem unerreichbaren Tag würde vor sich hin gären wie eine wachsende Bakterienkolonie, in der nächsten Woche, dem nächsten Monat, dem nächsten Jahr. Ein zutiefst erniedrigendes Verlangen, so stark und verwirrend und animalisch wie jene Lust, die sie spätabends dazu trieb, auf niedrigster Lautstärke lesbische Pornos zu schauen, während ihr Mann neben ihr schlief. (Sie war definitiv die Art Frau, die spätabends ganz leise lesbische Pornos guckte, während ihr Mann neben ihr lag.)

Tu dir keinen Zwang an, Vanessa, dachte ich und lächelte selig. *Rubbel dich in den Schlaf. Du wirst so lange an mich denken, bis du Migräne bekommst.* In alldem lag noch ein weiterer Gedanke verborgen wie ein Bonbon, so süß, dass er die Gewissensbisse wert war: Vanessa würde ein Jahr lang an meine berühmte kleine Farm denken. Dann würde sie einknicken und eines meiner Schmortopfsets (250 Dollar, made in Taiwan) bestellen und es an die Adresse einer Freundin schicken lassen, damit ich niemals erfuhr, dass ich an ihr persönlich etwas verdient hatte. So sehr hasste mich diese Frau. So sehr hasste sie sich selbst.

»Versprich, dass du uns besuchen kommst«, flötete ich ein letztes Mal und zog dabei die Mundwinkel weit auseinander. »Bitte, versprich es mir.«

»Danke«, sagte Vanessa knapp. »Mach ich.« Sie sah aus, als hätte sie eine Familienpackung Aspirin geschluckt. Ich strahlte.

Wir tauschten noch einige Belanglosigkeiten aus, damit Vanessa ausreichend Zeit hatte, noch ein paar offensichtliche Blicke auf meinen Körper zu werfen (wobei sie mit Sicherheit bemerkte, dass mir ein Rock aus Schulzeiten locker um die Hüfte schlabberte), während ich ihren Körper offensichtlich ignorierte (ihr könnt es euch wohl denken …). Wir verabschiedeten uns. Als ich mit meinen Mädchen um die Ecke bog, zeigte Vanessa mir den Mittelfinger. Ich konnte es nicht *sehen*, aber ich spürte es. Tausendprozentig. Und wer könnte es ihr verübeln? Ich hatte das Leben, das sie immer gewollt hatte, das sie *immer noch* wollte, nur konnte sie es jetzt nicht mehr zugeben. Sicher, Vanessa war emanzipiert – aber ich war glücklich. Wie versessen manche Frauen darauf waren, sich selbst komplett zu verleugnen, um sich ein Leben aufzubauen, das ihnen keinerlei Freude machte – schade drum. Wirklich schade.

An der Kasse kam ich noch einmal an Vanessa vorbei und winkte fröhlich, aber sie sah mich nicht, weil sie sich mit ihrer Tochter wegen irgendwas in den Einkaufswagen anzickte. Mittlerweile hatte ich mich wieder gefasst und empfand nichts als Mitleid für sie.

Was denken Ihre Freundinnen über Ihren Online-Erfolg?

»Die freuen sich für mich. Warum auch nicht?«

Mitleid. Ich bemitleidete sie.

Aber irgendwie dachte ich auch: *Fick dich.*

Herr, verzeih mir, aber ehrlich, scheiß auf sie.

Als wir zurück am Auto waren, war es schon dunkel, und ich kochte förmlich vor Wut. Vanessa, diese *Bitch*, würde ganz bestimmt schnellstmöglich nach Hause rennen und in einem dieser blöden, missgünstigen Online-Foren über mich ablästern – Ihr hättet wohl nicht gedacht, dass jemand wie Natalie bei Target einkauft!!! –,

woraufhin eine Woche lang Hasskommentare auf mich einprasseln würden. Und dann noch das mit Shannon! Diese Dreistigkeit! Mit was für einer Dreistigkeit diese verzogene, ungebildete, moralische Bankrotterklärung von einem Hurens-

Atmen, Natalie. Tief atmen.

Hinten schnallte Clementine die Kleinen in ihre Kindersitze. Ich saß stocksteif da und krallte mich ans Lenkrad. Mein Blick fiel auf mein Handy auf der Mittelkonsole. Sofort beruhigte ich mich.

Genau. Ein schöner Gedanke. Ich würde diesen Moment einfach selbst mit aller Welt teilen und Vanessa den Wind aus ihren blöden kleinkarierten Segeln nehmen.

Ich griff nach dem Handy und drückte auf Aufnahme, als Clementine gerade auf den Beifahrersitz kletterte. »Mädchen«, sagte ich und lächelte im leuchtenden Display, »was habt ihr heute auf unserem ganz besonderen Target-Trip alles bekommen?«

Jessa und Junebug quietschten vergnügt.

»Ein Kuscheltier!«

»Glitzercreme!«

»Und was ist mit dir, Clementine?«

Ich hielt die Kamera so, dass mein grinsendes Gesicht neben Clementines rückte. Sie hatte einen neuen Nagellack gekauft. Doch sie antwortete nicht. Sie hatte sich von mir abgewandt.

»*Clementine*, was hast du bei Target beko…«

»Hör auf, mich zu filmen.«

Ich erstarrte. Mein Gesicht wurde heiß.

Das hatte sie noch nie gesagt. Kein einziges Mal.

Schnell warf ich einen Blick in den Rückspiegel: Jessa spielte mit der Kette an Junebugs Handgelenk, während ihre Schwester leise von ihrem neuen Kuscheltier vor sich hin brabbelte. Ich brach die Aufnahme ab und legte das Handy umgedreht in meinen Schoß. Meine Hände zitterten. Ich schaltete auf *Drive,* und wir rollten in Richtung Parkplatzausfahrt.

»Ich wusste nicht, dass dir das Filmen nicht mehr gefällt, Clementine«, sagte ich, als wir auf dem ruhigen Highway durch die Berge heimwärts fuhren. »Ich habe dir immer gesagt, dass du mir Bescheid geben sollst, wenn es dir so geht. Oder?«

Hatte ich nicht.

Clementine lehnte die Stirn an die Scheibe. »Ich sage es dir jetzt.«

»In Ordnung.« Keines der Mädchen sah mich mehr an, doch aus irgendeinem merkwürdigen Grund hörte ich nicht auf zu lächeln. *Hör auf damit*, herrschte ich mich innerlich an. *Hör auf, so blöd zu lächeln*. Aber das konnte ich nicht. Ich tat es nicht.

Was das Einverständnis anbelangt, inwiefern können Kinder überhaupt …

»Ach, kommen Sie.«

Schweigen.

Dürfte ich die Frage zu Ende stellen?

Längeres Schweigen.

»Ja, natürlich.«

Was das Einverständnis anbelangt und die Verwendung von Bildmaterial der Kinder auf öffentlichen Social-Media-Accounts …

»Entschuldigung, ich glaube, ich muss mal kurz aufs stille Örtchen. Wäre das in Ordnung?«

Später am Abend kam Caleb ins Schlafzimmer und sagte: »Ich habe heute noch mal mit Dad gesprochen.«

»Ach ja?« Ich las Mails, löschte massenweise Spam, während die Nannys die Kinder bettfertig machten. Im selben Moment machte es *ping,* und eine neue Mail kam rein. Sie war von Shannon. Betreff: Offizielle Kündigung.

Ich hielt kurz inne. Starrte die Zeile einen Moment lang an. Dann klickte ich sie an.

Natalie,

ich wollte dir mitteilen, dass ich künftig nicht mehr für dich arbeiten werde. In Anbetracht der Geschehnisse in diesem Sommer und der vielen Albträume ist mir klar geworden, dass dieser Job meiner mentalen Gesundheit nicht mehr guttut. Ich habe ein Busticket für heute Abend. Du musst mich nicht fahren, Nanny Aimee bringt mich zum Busbahnhof.

Falls das hilft: Ich glaube nicht, dass du ein schlechter Mensch bist. Ich glaube, du bist lediglich verwirrt.

Bitte richte den Kindern aus, dass ich sie lieb habe.

Shannon

PS Sorry, dass das den Content-Kalender durcheinanderbringt.

»Natalie? *Halloooo*, jemand zu Hause?«

»Entschuldige«, sagte ich. »Ich … ich muss nur kurz was nachgucken. Eine Sekunde.«

Ich las die Mail ein zweites Mal, dann ein drittes. Dann sah ich Caleb an. »Was wolltest du sagen?«

»Ist alles in Ordnung?«

Ich lachte etwas zu laut. »Nur ein paar beknackte Publicity-Mails. So, *sorry*. Jetzt bin ich ganz für dich da: Was hat dein Vater gesagt?«

»Also«, sagte er. Dann machte er eine dramatische Pause. *Trommelwirbel*. »Er findet, dass der richtige Zeitpunkt gekommen ist.«

Ich nickte ungeduldig – was er sagen würde, wusste ich längst –, doch dann fiel mir wieder ein, dass das hier der große Moment sein sollte. *Spiel mit, Natalie. Spul deinen Text ab.* »Der richtige Zeitpunkt für was, Liebling?«

Ich wusste genau, was jetzt kommen würde. Tatsächlich hatte

ich *alles* kommen sehen – dass mein Schwiegervater Calebs politische Ambitionen pushen würde, Shannons Kündigung. Im Grunde hatte ich diese Strippen selbst gezogen. Und doch stellte ich fest, wie schockiert ich darüber war, dass es endlich so weit war. *Es geht los. Die Dominosteine fallen.* Und dennoch: Was bildete sie sich ein? Vermutlich war es eher der Tonfall ihrer E-Mail, der mich wütend machte, als die Mail an sich. Ihre geheuchelte Reife. Sie triefte nur so vor unangebrachter Herablassung. Genau die Art von Nachricht, die man von einer Einundzwanzigjährigen erwartete. Ganz besonders von Shannon, diesem verlorenen Lämmchen, dieser dummen kleinen Bitch.

Sorry, Gott. Sorry, sorry, sorry.

»Der richtige Zeitpunkt, um zu kandidieren«, sagte Caleb. »Als Senator.«

Calebs Vater saß nicht nur im Senat. Er war eine echte politische Ikone. Vier Jahrzehnte im Amt, alle sechs Jahre der unangefochtene Sieger. Er war Kriegsveteran, konservativer Familienmensch und wurde von anderen Männern gern einmal mit kriecherischem Ernst als *echter John Wayne* bezeichnet. Und sie hatten recht. Doug Mills war breitschultrig und selbstbewusst. Der ultimative Patriarch. Beinahe alles, was er zu einem anderen Mann sagte, wurde von einem beherzten Schulterklopfer begleitet. Wenn man den neuesten Umfragen einigermaßen trauen konnte, würde er der nächste Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika werden. Außerdem war er mein engster Verbündeter. Mein Schwiegervater und ich wussten beide: Es gab keinen Plan B. Es gab nur Plan A. Der war heikel, würde aber zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen: meine Produzentin und meinen Ehemann.

Letzte Frage, Mrs. Heller Mills: Möchten Sie sich zu den fürchterlichen Vorwürfen äußern, die den Übergriff auf der Yesteryear Ranch betreffen?

»Leider kann ich zu einem laufenden Ermittlungsverfahren kein Statement abgeben.«

Ich möchte mir an dieser Stelle einen Moment Zeit nehmen und sagen, dass jede andere Frau schon vor Jahren zusammengebrochen wäre.

Ich glaube nicht, dass du ein schlechter Mensch bist.

Man muss schon ganz schön abgebrüht sein, um diesen Satz der Frau zu schreiben, deren Ehemann man gefickt hat. Das war das Wort, das mir auf der Zunge gelegen hatte: *abgebrüht*. Diese ganze E-Mail war so unerträglich abgebrüht, dass sie bei einer anderen, weniger starken Frau garantiert zu einem kompletten Nervenzusammenbruch geführt hätte. Jede andere hätte ihr Handy quer durchs Zimmer geschleudert und ihren dämlichen, nutzlosen Ehemann angefaucht, der seinen Schwanz nicht in der Hose behalten konnte: *Siehst du, was du angerichtet hast?!* Ich war anders. Ich sah meinen fremdgehenden Vollpfosten von einem Ehemann an und klopfte mir innerlich für all die gute Arbeit auf die Schulter, die ich über die Jahre geleistet hatte, um mich selbst gegen die Welt zu stählen. Wir starrten geradewegs in den Abgrund unseres ersten PR-Desasters. Ich sah die Schlagzeilen schon vor mir: *Vorwürfe erschüttern Insta-Familie.* Oder noch schlimmer: *Ist Natalie Heller Mills eine Sektenführerin? Frühere Produzentin packt aus.*

Würden solche Schlagzeilen ausreichen, um eine politische Karriere im Keim zu ersticken? Nie im Leben. Was seine Politiker betraf, scherte Amerika sich keinen Deut um Moral. Wenn überhaupt, ging jeder davon aus, dass Politiker irgendwie schmierig waren. In ländlichen Gegenden konnte das die Chancen für meinen verhätschelten Ehemann sogar verbessern. Für mich würde es vielleicht sogar einen Zuwachs an Followern bedeuten. *Diese arme schwangere Frau, die ihr Bestes tut, um ihre Familie zusammen-*

zuhalten. Im Grunde wäre das eine ziemliche Handgranate von Instagram-Post.

Aber eins nach dem anderen. Nicht nötig, sich deswegen schon den Kopf zu zerbrechen. Und auch nicht nötig, Caleb von der E-Mail zu erzählen. Mein Mann konnte mit so etwas nicht umgehen. Er, der seine Männlichkeit trotz redlichen Bemühens so ungelenk trug wie einen zu großen Pullover, den ich ihm über den Kopf gestülpt hatte; er würde alles nur noch schlimmer machen. Ihm war durchaus zuzutrauen, dass er wie der letzte Vollidiot zum Busbahnhof raste, um Shannon vor aller Augen um Vergebung anzuflehen.

»Großartige Idee«, sagte ich haargenau so, wie ich es geübt hatte. »Ich wette, eines Tages wirst du Präsident. Genau wie dein Vater.«

Caleb strahlte vor Erleichterung. Er hätte es niemals zugegeben und war sein halbes Leben vor dieser Einsicht weggerannt, aber in Wahrheit wünschte er sich nur eines: so zu werden wie sein guter alter Dad.

»Komm«, sagte ich, »wir beten dafür.«

Gemeinsam knieten wir uns vor das Bett. Ich presste die Stirn gegen die gefalteten Hände und versuchte, die Wut wegzuatmen, doch es gelang mir nicht. Sie war wie ein Bazillus. Er vermehrte sich in meiner Magengegend. Normalerweise konnte ich meinem Mann seine Fehler leicht verzeihen, aber heute Abend wollte ich ihn am liebsten umbringen. Ich konnte sein geistloses Gebet förmlich an mir vorbeiziehen sehen, in Comic-Sans-Sprechblasen: *Bitte, lieber Gott, halte deine schützende Hand über meine Kinder und auch über die Hühner. Hilf meiner Frau, mich weiter zu lieben. Ein Blowjob wäre schön, Herr, und wenn das nicht zu viel verlangt ist, wünsche ich mir, der Welt in Erinnerung zu bleiben. Ich will eine Legende werden.*

Alle Männer wollten zu Legenden werden. Wie peinlich konnte man sein.

Was ich wollte? Ganz einfach. Mehr von dem, was ich schon hatte. Ich wollte, dass sich die gesamte Welt durch meine Augen

sah. Die ultimative Influencerin werden. Das war nichts, worum man Gott direkt bat, also entschied ich mich für etwas Einfacheres.

Bitte sorg dafür, dass der Plan funktioniert, Gott. Bitte lass sie nicht gewinnen. Und bitte schenk meinem Ehemann ein Rückgrat. Ich habe keine Lust mehr, ihm meins auszuleihen.

Amen.

TEIL ZWEI

GEGENWART